

Illustrirtes Unterhaltungsblatt



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Gruenwald in Bromberg.

—* Zweifel. *—

Herbstestage. — Die Blätter fallen,
Und im Goldlaub versinkt der Fuß.
Hoch im Blauen verwehen, verhallen
Hör' ich der Wandervogel Gruß.

Goldne frühe voll Duft und Schimmer,
Zahl erlöschend zu trübem Grau.
Zähes Hoffen — das immer, immer
Schluchzend stirbt in der Tränen Tau.

Sterbetage. — Staub sinkt zu Staube,
Und kein Blühen — kein Werden mehr winkt!
Tage, wo mir Hoffnung und Glaube —
Ach! — wo selbst die Liebe versinkt.

Stumme, trauernde Scheidestage,
Wo der Tod rings das Leben küßt,
Wo ich umsonst — umsonst mir sage:
Daß unsre Liebe unsterblich ist.

—* Ein Hauptcoup. *—

Preis-Novellette von Edgar Dyll. Autorisierte Uebersetzung von Hans Leonardi.

[Nachdruck verboten.]

Bob und ich waren, wie ich leider gestehen muß, ein wenig heruntergekommen. All' unsere Pläne waren fehlgeschlagen. Fast einen Monat hatten wir an dem Projekt gearbeitet, Lord Tallport

um sein Silberzeug zu erleichtern, und gerade als alles bereit war, kam der Sheriff und nahm — im Auftrage der zahlreichen Gläubiger seiner Lordschaft — uns alles sozusagen vor der Nase weg. —



Am Mühlteich. Gemalt von H. Pöhle.

„Sacrebleu, die Sache ist verfracht,“ sagte ich, Bob die Zeitung überreichend, worin ich diese Mitteilung gefunden. Er murmelte eine Verwünschung und versank dann in Schweigen. „Bill Jack,“ sagte er plötzlich (er nannte mich immer Bill Jack, weil ich William Sohn getauft bin), „hör' mal dies hier: „Verlangt. Ein herrschaftlicher Diener, der bei Tische aufwarten und dem Hausmeister behilflich sein muß. Nur mit guten Referenzen Versehene wollen sich melden. — Sandilands Hall, Egham.“ — „Du, das wäre etwas für uns,“ meinte er. „Ich kenne Sandilands Hall noch von früher her, als der alte John Errol dort hauste, der vor einem halben Jahre gestorben ist. Sollten die Errols noch dort wohnen, so ist das Silber ein kleines Vermögen wert. Du mußt Dich jedenfalls um den Dienerposten bewerben, so viel wie möglich auskundschaften und mir mitteilen.“ — „Das läßt sich hören,“ sagte ich. „Wo aber Referenzen hernehmen?“ —

„Heilige Unschuld, ich schreibe Dir ein halbes Duzend, eine immer schmeichelhafter als die andere und alle in verschiedener Handschrift.“

Der nächste Tag fand mich in Sandilands Hall, wo ich, Bobis Weisung gemäß, nach dem Hausmeister, Mr. Bloyam, fragte.

„Ihre Zeugnisse sind ja recht gut,“ meinte dieser nach Besichtigung derselben. „Ich will sogleich mit Miß Curzon darüber reden. Sie ist die Herrin des Hauses, bis Mr. Rupert heimgekehrt. Eine Adoptivtochter des verstorbenen Sir John Errol. Stärken Sie sich unterdessen.“

Damit schob er mir eine Flasche Porter und ein Glas hin und verließ mich, um nach wenigen Minuten mit der Botschaft zurückzukehren, daß Miß Curzon mich zu sehen wünsche.

Alle Wetter, war die hübsch! Der reine Pfirsich! Und so zart und fein, wie eine Fee! Und eine Stimme, wie eine Silberglocke!

Sie unterzog mich einem Kreuzverhör von Fragen, aus dem ich mich indes geschickt herauswickelte.

„Sie können vorläufig einen Monat zur Probe eintreten,“ sagte sie schließlich.

Ich verneigte mich dankend und verließ mit Bloyam das Gemach. Dieser, ein gemütlicher, alter Knabe, führte mich in sein Zimmer und setzte mir — zur Feier meines Eintritts, wie er sagte, eine frische Flasche Porter und Zigarren vor.

Die Gelegenheit schien mir günstig, ihn auszufragen.

„Viel Leben und Gesellschaft hier?“ fragte ich.

„Bewahre, wir führen hier das reine Faulenzerleben. Es ist niemand da als Miß Curzon. Sobald Mr. Rupert heimkommt, wird das freilich anders werden. Das ist nämlich ein richtiger Roman. Vor etwa acht Jahren entzweite Mr. Rupert sich mit seinem Vater, weil er Miß Curzon, die Tochter des Geistlichen, heiraten wollte. Der alte Squire wollte partout nichts davon hören und schickte ihn nach Amerika. Und Mr. Rupert schwor damals, nicht eher zurückzukehren, bis er seines Vaters Einwilligung erlangt habe. Während der ersten drei Jahre hatten wir bisweilen Nachricht von ihm, doch seit fünf Jahren hat er nichts mehr von sich hören lassen. Als alle Nachrichten ausblieben, packte den alten Herrn die Neue, und als Miß Curzons Vater starb, adoptierte er sie und nahm sie hierher, bis Rupert kommen und sie heimführen würde.“

„Aber der mag längst tot sein.“

„Miß Curzon hofft, daß er noch am Leben ist und hält deshalb die vollzählige Dienerschaft, um für den Fall seiner Heimkehr jederzeit alles in Bereitschaft zu halten.“

Bald darauf verließ ich Bloyam und Sandilands Hall, angeblich, um meine Sachen zu holen, eigentlich aber um dem schönen Bob Bericht zu erstatten.

Dieser war von meinem Erfolg höchlichst entzückt und rief sich vergnügt die Hände.

„Und nun gib mir eine Woche Zeit,“ schloß ich. „Da werde ich dafür sorgen, daß eines schönen Abends Mann und Maus auf geheimnisvolle Weise in tiefen Schlaf versinken, so daß wir das Haus in Seelenruhe ausräumen können.“

„Nein, Bill Jack, das wollen wir anders machen. Du weißt, ich bin Spezialist in solchen Dingen. Ueberlaß die Sache also mir. Ich garantiere Dir dafür, daß wir bei dieser Gelegenheit genug heraus schlagen, um für den Rest unseres Lebens von unseren Renten zehren zu können. Doch vor allen Dingen muß ich ein Photogramm von Rupert Errol haben, falls ein solches irgend zu erlangen ist. Dann brauche ich dringend einen Fünfer zur Bestreitung der Hin- und Rückreise nach Southampton und sonstiger Geschäftskosten. Ich werde mich daher irgendwo im Gedränge auf Taschensivitation verlegen müssen. Du aber gehst sofort nach Sandilands Hall zurück. Nach einigen Tagen erhält Miß Curzon ein Telegramm aus Southampton mit der Meldung, daß Rupert Errol daselbst angekommen ist.“

„Und?“

„Und einige Stunden später ist er da. Aber das laß Dir gesagt sein: Untersteh' Dich nicht, eine Privatunterredung mit ihm herbeiführen zu wollen, bis er selbst Dich dazu veranlaßt. Eine Woche nach Ruperts Verschwinden von Sandilands Hall erwartet der schöne Bob Dich hier an dieser Stelle, um ein fürstliches Vermögen mit Dir zu teilen.“

„Aber Mensch,“ rief ich atemlos, „das kannst Du unmöglich ausführen?“

„Nah,“ meinte er, „das ist doch kein so großes Wagnis? Du kennst ja meine Geschicklichkeit im Maskieren, und natürlich kehrt Rupert Errol aus der Fremde mit großem Bart zurück. Und daß wir ungefähr von gleicher Größe sind, weiß ich.“

„Aber Miß Curzon?“

„Sie war ein siebzehnjähriges junges Ding, als er fortging, und in acht Jahren kann ein Mann sich mächtig verändern. Ueberdies ist mir aus ihren früheren Tagen genug bekannt, um sie zu überzeugen, daß ich ihr geliebter Rupert bin. Ich sage Dir, es wird ein Hauptcoup.“ —

Noch an demselben Abend trat ich meine Stellung an, und schon am nächsten Tage war ein Photogramm von Rupert Errol auf dem Wege zum schönen Bob. Beide ähnelten sich nicht im entferntesten, mit Ausnahme der Nasen, aber ich kannte meinen Kameraden als unübertrefflichen Verwandlungskünstler und fürchtete nichts.

Am Mittwoch war ich eingetreten. Am Sonnabend Vormittag erschien ein Telegraphenbote auf dem Landstige, und bald verbreitete sich wie ein Wildfeuer die Kunde: „Mr. Rupert kommt heute Nachmittag!“

Ich lachte still in mich hinein.

Am fünf Uhr gruppierte Miß Curzon die gesamte Dienerschaft zu beiden Seiten des Portals, während sie selbst oben auf der Freitreppe des Kommenden harnte.

Endlich fuhr die zur Station gesandte Equipage vor, welcher, von lauten Hochrufen begrüßt, ein schöner, braunbärtiger Mann entstieg.

Ohne die Dienerschaft zu beachten, stürmte er die Freitreppe hinan und hielt Miß Curzon im nächsten Moment — vor unser aller Augen — im Arm.

„Rupert! Rupert! Endlich — endlich wieder daheim!“ sagte sie unter Tränen.

„Endlich!“ entgegnete er. „Wie glücklich bin ich darüber.“

Und dann küßte er sie wieder und immer wieder.

Wahrhaftig, der schöne Bob nahm es für voll.

Dann wandte er sich an die Dienerschaft und dankte dieser für die Bewillkommung.

Abends wartete ich beim Diner auf. Obwohl ich Bob von jeher als Virtuosen im Flunkern und Erdichten gekannt, war ich an diesem Abend geradezu baff, als er ihr von seinen Reisen durch die Welt erzählte, von seinen Goldgräbereien in Kalifornien, den ausgedehnten Ländereien, die er dort erworben und dem schönen Palais, das er sich dort erbaut hatte. Es sei ein paradiesisches Heim, sagte er, dem nur eines fehle.

„Was denn, Rupert?“ fragte sie unschuldig.

„Eine Königin, mein Lieb,“ entgegnete er. „Und sobald mein Palast fertig war, habe ich mich auf den Weg nach England gemacht, in der Hoffnung, Dich mit mir heimzubringen, um meinen Thron zu teilen.“

„O Rupert, meinst Du damit, daß wir England verlassen sollen?“

„Wartum nicht, mein Lieb? Wir beide stehen allein in der Welt, und an Deiner Seite wird mein kalifornisches Heim mir zum Eden werden. Ich möchte Dir den Vorschlag machen, Sandilands Hall schleunigst zu verkaufen und dorthin überzusiedeln.“

Also da wollte er hinaus! Ich war so verblüfft über Bobs Kühnheit, daß ich eine Seltersflasche fallen ließ. Ich hatte bisher in der Erwartung gelebt, daß er sich nachts zu mir gefellen und gemeinschaftlich mit mir das Haus ausräumen würde; doch als ich ihn nun so keck von einem Verkauf des Gutes reden hörte, ging mir ein neues Licht auf.

Das Diner war vorüber, und ich bekam Bob an diesem Tage nicht mehr zu Gesicht.

Am nächsten Morgen sandte Miß Curzon einen der Diener zu einem gewissen Mr. Woodrow nach Richmond mit dem Ersuchen, sogleich nach Sandilands Hall zu kommen.

„Wer ist Woodrow?“ fragte ich Bloyam.

„Der Anwalt der Familie.“

Bobs Spiel erschien mir immer gewagter, und ich begann ein wenig nervös zu werden.

Der Anwalt langte gegen Mittag an und wurde zum Lunch genötigt.

„Nichts hätte gelegener kommen können,“ hörte ich ihn bei Tisch sagen. „Erst vorgestern kam Lord Sandpipe zu mir und fragte, ob Sandilands Hall verkäuflich sei. „Meines Wissens nicht,“ sagte ich. „Schade,“ meinte er, „sonst hätte ich es gekauft, wie es geht und steht, mit Ausnahme der Pferde.“

„Nun, er kann es haben. Die Pferde können an Lattersfalls verkauft werden.“

„Und bitte, senden Sie mir morgen meine Juwelen. Rupert wünscht durchaus mich im Glanze des Familiengeschmeides zu sehen,“ sagte Miß Curzon.

„Ich werde sie selbst herüberbringen.“

Ich schmunzelte. Dieser Bob war doch eine geradezu bewundernswürdiger Schlauberger. Ich suchte Gelegenheit, mit ihm zu reden, doch so oft ich Miene dazu machte, erschien er so unnahbar, als wolle er mich an unsere Verabredung erinnern, abzuwarten, bis er mich anreden würde.

Doch ehrlich gestanden, begann es mir um Miß Kelly leid zu tun. Bob ging wahrhaftig zu weit. Sich als Bräutigam einer vornehmen jungen Dame aufzuspielen und sogar den Tag der Hochzeit zu bestimmen, hieß — meines Erachtens — die Sache unnötig kompliziert machen. — Tages darauf erschien der Anwalt mit einem großen, eisenbeschlagenen Kasten, den er Miß Kelly persönlich über-

reichte, und blieb zum Diner. Bob und Mr. Woodrow waren bereits im Speisezimmer, als Miß Nelly erschien. Allmächtiger! wie das blitzte und funkelte! Diese Brillanten, diese Rubinen und Saphire! Ich schloß unwillkürlich die Augen. Mir schwindelte. Das alles sollte unser sein!

Doch auch Bob sah wie ein leidhaftiger Herzog aus in seinem feinen schwarzen Anzug und seiner Brillantnadel. Der Himmel mochte wissen, wo er die her hatte!

Während des Diners erfuhr ich, daß Lord Sandpipe zum Ankauf entschlossen und geneigt war, 20.000 Pfund für den gesamten Grundbesitz zu zahlen. Das bedeutete zehntausend Pfund für jeden von uns.

Nach Tisch berief Bloxam die Dienerschaft in die Halle, und dann erschien Bob und hielt eine Ansprache, die mit begeisterten Hochrufen aufgenommen wurde.

„Miß Curzon und ich werden also am nächsten Mittwoch in aller Stille Hochzeit feiern und Sandilands Hall auf Nimmerwiederkehr verlassen, um nach Kalifornien zu segeln,“ schloß er.

„Das wird für manchen von Euch ein herber Schlag sein, und so habe ich zur Wälderung desselben die Bestimmung getroffen, daß die von Euch, welche seit zehn Jahren hier bedienstet gewesen sind, einen Check im Betrage ihres Lohnes für fünf Jahre erhalten, und ebenso sollen auch alle übrigen eine Entschädigung erhalten, die der Hälfte ihrer bisherigen Dienstzeit entspricht.“ — Als er geendet,

ertönten abermals laute Hochrufe auf ihn und sie. Es ging alles vortrefflich;

dennoch quälte mich eine stete Unruhe. Die Hochzeit schien mir keineswegs notwendig und ich war fest entschlossen, es Bob zu sagen. Als die Leute vom Tatterfall zur Abholung der Pferdekamen, fand ich endlich Gelegenheit dazu. Bob und Miß Nelly hatten sich in die Stallungen begeben, um von den Pferden Abschied zu nehmen. Ich folgte ihnen dort hin. Bob stand

allein, im Begriff, eine Zigarre anzuzünden. Bei meiner Annäherung blickte er auf. „Nun, was gibt's?“ fragte er.

„Geh' nicht zu hart ins Zeug,“ begann ich leise.

„Was wollen Sie, Higgins?“ unterbrach in diesem Augenblick Miß Nelly, die unbemerkt herzutreten war.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete Bob. „Er sagt etwas von „zu hart sein.““

„O, ich verstehe,“ meinte sie. „Er ist erst ein paar Tage hier, und daher von den verheißenen Checks ausgeschlossen.“

„Armer Teufel! Nun, das müssen wir ändern. Sie scheinen ja ein ganz brauchbarer Mensch zu sein — wie wär's, wenn Sie nach Kalifornien kämen?“

„Ich würde Miß Curzon bis ans Ende der Welt folgen,“ erwiderte ich.

Er lachte. „Für diese Ergebenheit sollen Sie einen Check auf hundert Pfund und unsere Adresse erhalten. Finden Sie den Weg dorthin, gut, wenn nicht, so ist's Ihre eigene Sache.“

Ich bedankte mich natürlich und beschloß, den Dingen ihren Lauf zu lassen. Bob wußte offenbar, was er wollte, und ich durfte sein Spiel nicht verderben.

Als der Hochzeitstag gekommen, erschien Mr. Woodrow, und um zehn Uhr fuhren wir alle zur Kirche, um der Trauung

beizuwohnen. Beim Abschied händigte die junge Frau einem jeden von uns die verheißene Entschädigung ein und auch ich erhielt den besagten Check über hundert Pfund.

Bob gab allen der Reihe nach die Hand.

Bei mir angelangt, sagte er: „Wir sehen Sie ja wohl bald wieder.“

Und dabei schien er mir heimlich zuzublinzeln, was ich ebenso erwiderte.

Dann reiste das junge Paar ab, und ich kehrte noch am selben Abend nach London zurück.

Während der nächsten Tage lebte ich in gespannter Erwartung, eingedenk der Worte meines Kameraden: „Eine Woche nach Rupert Errols Verschwinden aus Sandilands Hall wird der schöne Bob Dich hier erwarten, um ein fürstliches Vermögen mit Dir zu teilen.“

In höchster Erregung harrete ich seiner an der bezeichneten Stätte. Er erschien sehr bald, doch in wie trauriger Gestalt!

„Bob!“ rufe ich entsetzt, „was ist mit Dir geschehen? Wo in aller Welt kommst Du her?“

„Aus dem Gefängnis,“ sagte er.

„Wie?!“ rufe ich betreten. „Und wo ist Nelly?“

„Nelly? Wer ist Nelly? Bist Du nicht recht gescheit?“

„Nelly Curzon, mit der Du vorigen Mittwoch in der Kirche von Eggham getraut worden bist.“ — „Du bist toll — ich habe die ganze vorige Woche im Loch gesessen.“ — „Glaubst Du vielleicht,

ich werde mir so was aufbinden lassen? Du hast das Vermögen eingesteckt, und ich verlange jetzt meinen Anteil.“ — „Gör, mein wertester Will!

Sach, Du scheinst zwar nicht betrunken zu sein — dazu wär's auch etwas früh am Tage — aber Deinem Gerede nach wäre es anzunehmen. Ich bin weder in Eggham gewesen, noch habe ich ein Vermögen eingestiftet. Im Gegenteil — bei dem Versuch, eine Börse zu anektieren, deren ich zur

Bestreitung der Unkosten unseres Unternehmens bedurfte, wurde ich abgefakst und vierzehn Tage eingesperrt. Heute früh bin ich herausgekommen.“

„Aber wer — wer war denn in Sandilands Hall, wer hat Miß Nelly geheiratet, das Gut verkauft und die Dienerschaft ausgelohnt?“

„Na, doch höchstwahrscheinlich der echte Rupert Errol. In der heutigen Zeitung steht ein Bericht über seine Vermählung und den Verkauf von Sandilands Hall. Hast Du denn wirklich im Ernst geglaubt, daß ich es war?“

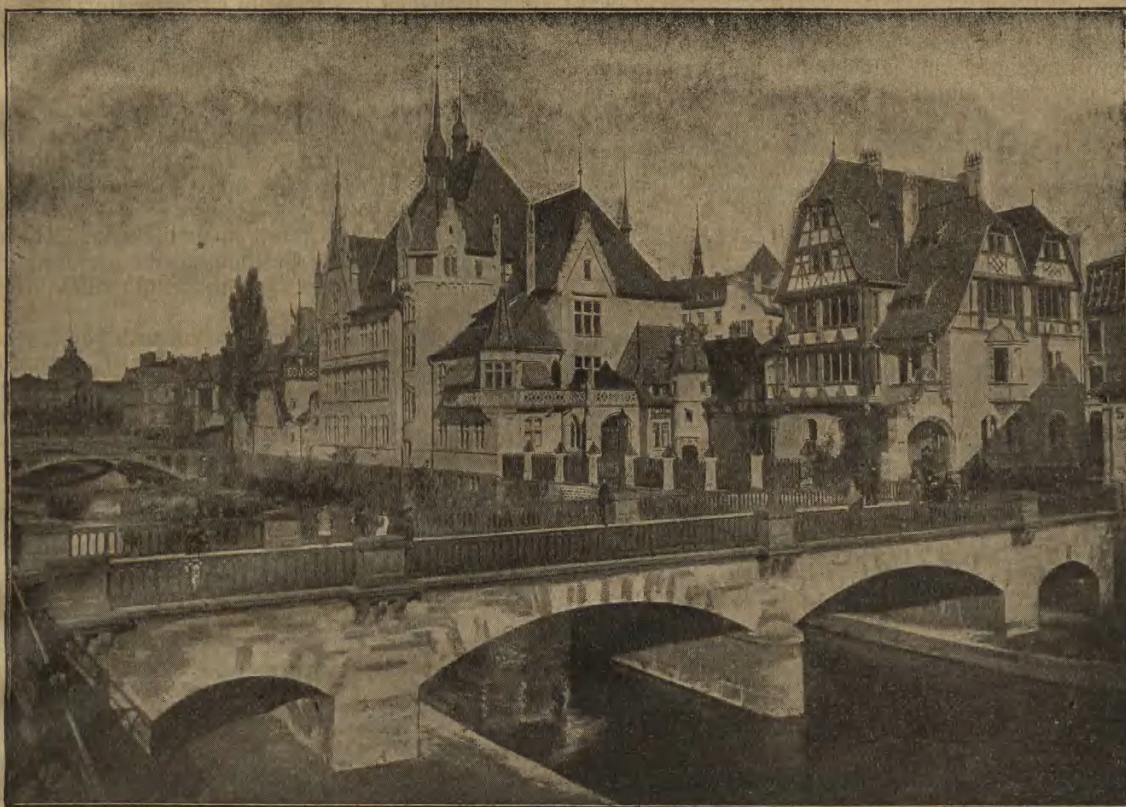
„Gewiß, Herr des Himmels! Und der Check, den er mir gegeben . . . einen Check über hundert Pfund . . .!“

„Na, das ist doch wenigstens etwas; ein kleiner Herzenstrost,“ meinte Bob.

„O, ich Esel!“ ächzte ich. „Ich unglücklicher Esel! Ich dachte, es wäre Dein falscher Check und habe ihn als Fidibus benutzt!“

Bobs Entgegnung will ich nicht wiederholen, aber unsere Freundschaft hat bei dieser Gelegenheit ein Leck bekommen.

Mein einziger Trost im Leide war mir das Bewußtsein, daß Miß Nelly vor jener schmerzlichen Enttäuschung bewahrt geblieben.



Kaiserpalast.

Die städtische höhere Mädchenschule in Straßburg.

Direktionsgebäude.

Eine Liebesheirat.

Von Helene Lang-Anton.

[Nachdruck verboten.]

„Meine süße, süße, kleine Braut!“

Er flüsterte diese Worte und preßte das schlaffe, blonde Mädchen an seine Brust, er küßte ihren Mund, ihre Augen, ihre Wangen, und sie ließ es ruhig geschehen. Regungslos lag sie in seinen Armen, die Augen geschlossen, ein Lächeln um den halb geöffneten Mund, die vollen Lippen ihm zugewendet.

Wie sie ihn liebte! Wie ihre ganze junge Seele ihm entgegen-drängte, wie ihr Herz, ihre Sinne nur von ihm erfüllt waren, nur in engen Grenzen um seine Person sich zogen.

Wie süß ihr selbst jedes Leid, jede Qual war, die sie seiner wegen erlitten hatte.

Nun gehörte er ihr, und keine Macht der Erde sollte ihn ihr entreißen. Nur der Tod sollte sie trennen. Und inniger noch schmiegte sie sich an ihn, mit hingebender Demut sich ihm bietend.

Er staunte über ihre große Liebe, über ihre Willenskraft, die alle Hindernisse siegreich überwunden hatte, und — er schämte sich.

Wie klein kam er sich in seinem Empfinden, Denken und Wollen vor. Verdiente er diese Liebe? War er dieser Kämpfe auch wert?

Er liebte sie doch auch? Eine Blutwelle schoß ihm ins Gesicht. Liebte er sie wirklich? Welche Umstände hatten ihn zu ihr geführt? Welchen wahren Grund hatte seine Liebeswerbung? War es nicht ein großes, unverzeihliches Unrecht, was er da beging?

Unwillkürlich sanken seine Arme herab, und er schob sie von sich. Mia schlug die Augen auf und sah ihn verwundert darüber an, sich eben noch heiß umschlungen und jetzt zurückgedrängt zu fühlen.

Ihr fragendes Auge quälte ihn, und er zog sie wieder an sich, so konnte sie wenigstens sein Gesicht nicht sehen. Seine Stimme hatte er besser in der Gewalt und so wiederholte er: „Meine süße, kleine Braut!“

Als er Abschied von ihr nahm, sah sie ihn noch einmal mit überströmender Zärtlichkeit an und flüsterte: „Morgen!“

Er wiederholte das Wort, und mit einem langen Kusse schieden sie. — —

Es war schon alles im Hause zur Ruhe gegangen, nur Mia wachte. Sie sah sich immer wieder ihren Hochzeitsstaat an, der gleichend in seiner Pracht über Tisch und Sofa lag. Sie preßte den atlasartigen Stoff liebevoll an ihre Wangen, berührte mit ihren Fingerspitzen das duftige Gewebe des Schleiers und den Myrtenkranz und dankte Gott aus tiefstem Herzen für das Glück, dem sie entgegenging!

Morgen wurde sie die seine. O, wie sehr sie ihn liebte! Und sie wußte, diese Liebe würde nie erkalten, nie vergehen. Nur mit dem Tode würde sie aufhören. Und überwältigt von dem Uebermaß ihres Glückes fing sie zu schluchzen an.

Am nächsten Morgen wurde ihr ein Weichenstrauß ihres Verlobten überreicht mit einem Briefe. In der Dämmerung erschienen die Blumen fast schwarz. Sie erschauerte, und mit einem leisen Unbehagen schob sie die Blumen fort, griff hastig nach dem Briefe und erbrach ihn.

Während sie ihn überflog, wich aus ihrem Gesicht alle Farbe, und mit einem Wehelaute sank sie zu Boden. Erst nach einer Weile ermannte sie sich wieder, glättete den Brief, den ihre Hand zerknittert hatte, und las ihn nochmals durch.

Das war ja nicht möglich, was da stand, das war ja heller Wahnsinn! Wie konnte ihr Verlobter, der Mann, den sie über alles liebte, diesen Brief geschrieben haben. Und doch stand es da, in unbarmherziger Klarheit:

„Meine arme, kleine Nelly!“

Verzeihe, wenn ich Dir Schmerz bereite. Ich habe, was doch gesagt werden muß, bis zum letzten Augenblick aufgeschoben. Daraus magst Du ersehen, daß es mir schwer genug geworden ist. Ich verheirate mich. Gräme Dich nicht zu sehr, es geht nicht anders — und wir werden uns ja wohl im Leben wiedersehen.
Dein P.“

Mia starrte wie entgeistert auf das Blatt Papier, dessen Inhalt ihr Glück, Frieden, Liebe und Hoffen zerstörte. Es gab ihrem Herzen den Todesstoß.

Nie wieder würde das Vertrauen zu ihm zurückkehren. Es war alles zu Ende. Der Mann, dem ihre erste und einzige Liebe galt, den sie sich mit schweren Kämpfen errungen, hatte eine Geliebte gehabt. Das war nicht schlimm. Sie hatte oft genug gehört, daß dies bei vielen der Fall sei. Aber er hatte diese Geliebte beibehalten in der Zeit ihres Verlobnisses und hatte mit denselben Lippen sie und jene geküßt. . . Erst heute, am Tage ihrer Verbindung, hatte er den Mut gefunden, der andern seine Verheiratung einzugestehen.

Er hatte wie ein Feigling an jenem Mädchen gehandelt, das ihn gewiß auch liebte — elender aber noch an ihr. Nur ein Zufall

hatte es ihr verraten. Denn daß hier eine Verwechslung der Briefe vorlag, war ihr gleich im ersten Augenblick klar. Er bedauerte jenes Mädchen noch, tröstete sie, weil es nicht anders ginge.

Mias ganze Gestalt erzitterte im Schmerze bei dieser banalen Redewendung, und doch wäre sie vielleicht darüber hinweggekommen, hätte ihm in ihrer großen Liebe verziehen, wenn die Hoffnung auf ein Wiedersehen nicht den Schlüssel gebildet hätte. Das trennte sie für immer! —

Als ihre Mutter in das Zimmer trat, fiel sie ihr aufschluchzend um den Hals. Diese, in dem Glauben, daß nur der Ernst des Tages sie so aufrege und weich stimme, suchte sie zu beruhigen. Als sie aber die ganze Verstörttheit Mias, ihre trostlosen Augen, ihre wie im Krampfe geschlossenen blassen Lippen sah, sah sie sofort, daß etwas ernstes geschehen war. Bald wußte sie alles, und obwohl im tiefsten Innern empört über das unkorrekte Vorgehen ihres Schwiegersohnes, suchte sie ihn zu entschuldigen. In wenigen Stunden war die Trauung, daran war nichts zu ändern, und sie hoffte, je leichter sie ihrer Tochter die Sache vorstellte, desto eher würde diese darüber hinwegkommen. Aber sie irrte sich. Je mehr die Mutter ihm das Wort redete, die ganze Sache als etwa Alltägliches hinstellen wollte, desto entsetzter starrte sie Mia an.

Endlich schrie sie gepeinigt auf: „Mutter, Mutter, Du glaubst doch nicht wirklich, daß ich jemals diesem Manne zum Altar folgen werde, daß ich jemals —“

Die Mutter unterbrach sie. Was waren das für Torheiten, für Ueberspanntheiten! Alles war bestimmt, bestellt. Was gäbe das für einen Skandal! Die ganze Stadt würde darüber sprechen und spotten. Und wegen einer solchen Bagatelle, die doch jeden Tag sich wiederholte!

Solche Männer gäben meist die besten Ehemänner. Sie und der Vater hätten diese Verbindung nie gewollt. Mia selbst habe sie erlitten, schließlich erzwungen, und nun wollte sie der Welt ein solches Schauspiel geben!

Mia stand schmerzverloren da und hörte der Mutter zu. Sie verstand die Worte auch, aber sie begriff sie nicht. War das ihre Mutter, ihre gütige Mutter, die sie gehegt und gepflegt hatte, die stets nur auf ihr Glück bedacht war, die sie hineinstieß in ein Verhältniß, wo es kein „Zurück“ gab, hinausjagte in ein Leben, das nur endloses graues Glend für sie sein konnte?

Die Mutter wußte doch, wie heiß, wie übermenschlich sie diesen Mann geliebt, und wie tödlich sie dieser Streich getroffen hatte. Nie gab es mehr ein Glück für sie, und deshalb hatte die Mutter ja recht. Wozu der Welt das Schauspiel geben? Ob sie ihn nahm oder nicht, es war ja gleich. Glend war und blieb sie

Sie nickte nur noch zu allem, was die Mutter sagte; und als sie einige Stunden später zur Trauung festlich geschmückt wurde, ließ sie es ruhig geschehen. Sie war entsetzlich bleich und fror vor innerer Kälte.

Die vielen herzlichen und konventionellen Glückwünsche gingen an ihren Ohren wie leerer Schall vorüber. Sie glaubte nicht mehr an Glück. Für sie gab es keines mehr. Mit dem Glauben an ihn und seine Liebe war alles in Trümmer gegangen.

Er hatte von der unglückseligen Verwechslung schon Kenntnis und war tief erschrocken und angsterfüllt zu ihr geeilt.

Erleichtert atmete er auf, als er sie in vollem Brautschmuck sah. Was er gefürchtet hatte, war also nicht eingetroffen. Sie war klug und vernünftig, eine Frau, die in die Welt paßte, und das Leben nahm, wie es ist. Er würde seine Freiheit auch künftig haben.

Daß sie apathisch und blaß war, fiel weiter nicht auf. Seine Freunde neideten ihm das schöne, reiche Mädchen, und einer von ihnen konnte sich nicht versagen, ganz in seiner Nähe zu einem andern zu sagen: „Ich freue mich über dein Glück, aber noch mehr werden sich deine Gläubiger freuen.“

Er zuckte zusammen. Der Hieb saß. . . Ja, das war der erste und zwingendste Grund zu seiner Werbung gewesen. Und eben deshalb ging es nicht anders. Er liebte das stolze, edle Mädchen ja auch, nach seiner Art. Großer Gefühle war seine Natur nicht fähig. Die Erinnerung an das kleine, süße Mädel, das gewiß jetzt daheim sich die Augen halb blind weinte, zog an seiner Seele vorüber. Aber auch das schüttelte er von sich ab. Er war in dieser Beziehung ein Lebenskünstler wie wenige und hatte es stets vortrefflich verstanden, das Unangenehme auf seine Seite zu bringen, allem Unbequemen aus dem Wege zu gehen.

Als er jetzt seine Braut umschlang, sie die Treppe zum Wagen sorgsam hinunterführte, waren seine Gebärden und sein Blick von so überströmender Zärtlichkeit, daß sich die Freunde des Hauses lächelnd zuraunten: „Gott sei Dank! Doch endlich wieder einmal eine echte Liebesheirat.“



Lälterzungen. Nach dem Gemälde von Kratky. (Verlag von Victor Angerer in Wien.)

Als ich Johanna Hartung gegenüber stand, zuckte das sonst so ruhige Mädchen erschreckt zusammen. „Armes Kind, er ist gestorben?“ — „Ja, Johanna; nun habe ich nur Dich auf der Welt!“ — „Und ich will Dich nie verlassen,“ sagte sie feierlich.

„Sie hat Wort gehalten; wie eine Schwester, wie eine Mutter hat sie mich aufgerichtet, gestützt, getröstet. Einige Wochen nach Alfreds Tode schrieb die Gräfin an mich. „Ich will seinem Andenken das Opfer bringen und Dich wieder in mein Haus aufnehmen. Komm zurück, es soll Dir geöffnet sein. Selbstredend Sorge ich auch dafür, daß Du nach meinem Tode vbr Mangel geschützt bist.“ Ich schrieb, daß ich kein Almosen annehme, nur kommen kann, wenn es in meinem Rechte, dem ihrer Enkelin, geschieht. Die Antwort darauf blieb aus, — nur Alfreds Flügel wurde mir zugestellt — und meine Großmutter machte keinen Versuch mehr, sich mir zu nähern; ich habe sie nicht wiedergesehen bis zum heutigen Tage. Johanna nahm sich meiner Sache an. Sie ging zu einem berühmten Rechtsanwalt, und stellte ihm dieselbe vor. Er hatte ihr aufmerksam zugehört, meine Papiere eingehend geprüft und dann gemeint: „Die Angelegenheit Ihres Schützlings sieht gut und — böse aus, je nachdem man sie beleuchtet. Die junge Dame ist in rechtmäßiger Ehe geboren, — wir haben übrigens seit kurzem auch ein Gesetz, welches solche im Ausland geschlossenen Ehen für gültig erklärt — sie hat Anspruch auf Namen und Erbe ihres Vaters, und doch müßte beides erst erstritten werden. Die Gräfin Zrniß hat einflussreiche Verbindungen, ist reich, ihre Enkelin dagegen unbekannt und — was leider in solchem schwierigen Prozesse sehr zu bedenken ist — mittellos. Und dann noch eins: selbst wenn die junge Dame vom Gericht als Gräfin Zrniß anerkannt würde, was hülfte ihr das vorläufig ohne Unterhaltungsmittel? Der stolze Name wäre nur ein Heimgang für sie. Mein Rat ist der: so lange die alte Gräfin lebt, lassen wir die Sache ruhen, erst nach ihrem Tode — sie hat siebzig Jahre und ihre Enkelin achtzehn — und wenn ihr Testament das junge Mädchen nicht berücksichtigt, tritt letzteres mit seinen Ansprüchen hervor, denen dann Giltigkeit zu verschaffen ich verbürgen möchte.“

In dem Sinne sprachen auch andere Rechtsgelehrte, die Johanna befragte, sich aus. Ich war arm, und wer stellt sich auf die Seite der Armen! Ich ließ das treue, mutige Mädchen gewähren. Mir war es ja so gleichgültig, was mit mir geschah; ich hatte nur einen Wunsch, ein Verlangen: ruhen zu dürfen in kühler Erde neben meinen Lieben. Es stirbt sich aber nicht so leicht, wenn man jung ist, und gebrochene Herzen töten nur in Romanen, die Wirklichkeit ist grausamer. Mich rüttelte sie bald aus der dumpfen Lethargie, die mich seit Alfreds Tode umfassen hielt; ich mußte arbeiten, sollte ich nicht Fremden zur Last fallen. Johanna hatte auch dafür vorgesorgt. Sie hatte mich den Damen, die sie von ihrer geschäftlichen Tätigkeit kannte, als Musik- und Gesangslehrerin empfohlen, und mit Erfolg. Schon nach ein paar Tagen trat ich mein neues Amt an, ging ich täglich in die Häuser, wo man meiner bedurfte. Ich gab mir redlich Mühe und tat's für geringen Lohn; aber trotzdem wollte es mir selbst damit nicht glücken. Meine Tätigkeit in den verschiedenen Familien war immer nur von kurzer Dauer; ich war zu ernst und nicht unscheinbar genug für meine Stellung. Meine Erscheinung, wohl auch mein Wesen, paßten nicht für dieselbe; man war von vornherein mißtrauisch gegen die Klavierlehrerin Hartung, deren Wesen so wenig ihren häuslichen Verhältnissen entsprach und die auch gar nicht der Schwester glich. Als solche hatte mich Johanna eingeführt. Vater Hartung hatte mich als sein Kind angenommen, und ich führte jetzt seinen Namen. Und wie demütigend wurden oft die weiten Gänge, die ich täglich in Wind und Wetter, in Regen und Sonnenschein, unbeschützt machen mußte. Ein armes Mädchen, besonders ein solches, welches das Unglück hat, nicht alltäglich auszugehen, gilt für vogelfrei; diese traurige Wahrheit mußte ich täglich an mir erfahren. Wie oft zuckte ich zusammen vor dreisten Blicken, wie oft floh ich vor verfolgenden Schritten. Trotzdem hielt ich dieses Leben fünf Jahre lang aus. Es ermöglichte mir meinen Unterhalt, und was konnte ich mehr verlangen? Ich war so stumpf, Rätthe, es gab Stunden, wo ich mich auf Komtesse Fee, die so hell lachen konnte, erst besinnen mußte. Ich lachte nie, ich ging wie eine Nachtwandlerin mit toten, starren Augen durch die Wüste, die vor mir lag und die mein Leben hieß.

Erst als ein neues Element, ein kleines, vierjähriges Mädchen, ins Haus kam, wurde es besser mit mir. Es war eine Nichte Johannas, das jüngste Kind ihres Bruders, welchem der Tod plötzlich die Gattin entriß. Er selbst, Georg Hartung, war damals glücklich aus dem Kriege heimgekehrt. Ich kannte ihn kaum, ich war geflohen damals, als der große blonde Mann mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust und über und über geschmückt mit Eichenlaub ins Zimmer getreten, die frische Wunde in meiner Brust vertrug den Anblick nicht. Nun war er wiedergekommen nach fünf Jahren

und brachte den Seinen sein jüngstes, verwaistes Kind, das die Pflege der Mutter am meisten entbehren würde.

„Du willst doch hier bleiben, mein Nennchen?“ fragte er. Das Kind hatte sich an mich, die ich still im Zimmer saß, geschmiegt; jetzt sah es mir treuherzig in die Augen und sagte: „Ja, Nennchen bleibt hier bei der schönen Tante!“ Mir flutete seit langer Zeit wieder ein Strom warmen Empfindens durch das Herz, und stumm preßte ich das Kind an mich. Am Abend wurde sein Bettchen an das meine gestellt, ich faltete seine Händchen zum Nachtgebet und als die unschuldige Kinderstimme die nur halb verstandenen Worte mit so gläubigem Ausdruck sprach, sank ich in die Knie und fand nach langer Zeit Tränen, heiße, erlösende Tränen . . .

Nennchen schloß sich mit der ganzen hartnäckigen Zärtlichkeit seines kleinen Herzens an mich an, es weinte, wenn ich ging, und jubelte, wenn ich heimkehrte. Und ich war ihm und dem Geschick so dankbar! Ich hatte etwas, das ich lieben durfte, dem ich unentbehrlich war. Als das Kind fast zwei Jahre bei uns gewesen, starb sein Großvater. Er war seit zwei Jahren pensioniert und hatte sich nicht lange der wohlverdienten Ruhe freuen können. Ich beweinte ihn wie einen Vater, der er mir auch stets gewesen. Zu seinem Begräbniß erschien sein Sohn, ihm die letzte Ehre zu erweisen und sein Töchterchen heimzuholen. Er dankte mir mit bewegten Worten für alle Liebe, die ich für Nennchen gehabt — er schien mehr sagen zu wollen, wozu ihm der Mut fehlte. Schriftlich gestand er mir seinen Wunsch ein: er bat mich, Nennchens Mutter zu werden. Ich zuckte zusammen, wie Du jetzt, Rätthe, und überließ es Johanna, ihm zu antworten.

Unser Leben mußten wir nun, nach des Vaters Tode, anders einrichten. Wir mieteten diese kleine Wohnung im Norden der Stadt und ich fand Beschäftigung in Johannas Nähe. Wir waren stets zusammen, ich war keiner Demütigung ausgesetzt, vor denen mich selbst diese Kleidung nicht geschützt hatte. Ich lebte wunsch-, wenn auch freudlos weiter, bis vor kurzem, wo Du, Rätthe, die verkörperte Erinnerung meiner Jugend, vor mir standest.

Welchen Sturm hatte dieses Wiedersehen in mir aufgewühlt, wie lebendig stand alles, was ich erlebt, vor meinen Augen. O, mein Gott, ich hatte geglaubt, acht lange Jahre hätten mich gefestigt, hätten die Wunde in meiner Brust vernarbt — und nun lebte meine Seele wieder wie ein vom Sturm getriebenes Blatt. Sollte ich denn nie Ruhe finden, gab es für mich kein Vergessen, mußte ich denn weiter leben? . . . Lebte ich denn? Erfreute mich etwas? Erfreute ich jemand? . . . Ist das Leben?

Als ich nach Hause kam — ich hatte Johanna allein gehen lassen, ich wollte im Freien Ruhe gewinnen — sprang mir Nennchen jubelnd entgegen, und von seinem Platz am Fenster erhob sich ein großer, blonder Mann und streckte mir seine Hand entgegen. „Ich habe das Kind mitgebracht, Felicitas,“ sagte er, „lassen Sie es für mich bitten. Ich sollte wohl nicht noch einmal kommen; ich sollte mir genügen lassen an dem Bescheide, der mir vor Jahren durch Johanna wurde; aber ich kann nicht anders, Felicitas, ich kann Ihr Bild nicht aus meinem Herzen entfernen. Ich weiß, ich bin ein einfacher, schlichter Mensch, der gar nicht zu einer Dame, wie Sie sind, hinaufsehen sollte; aber ich weiß auch — seit heute, durch die Schwester —, daß Sie sehr unglücklich sind und eines starken Armes bedürfen. Darf der meine Sie schützen, Felicitas? Wollen Sie mein Weib werden? Ich will Sie auf Händen tragen und ehren wie eine Königin!“

Ich wich von ihm zurück. Ich murmelte: „Ich kann nicht, ich kann nicht!“ Er sah mich traurig an. „Wirklich nicht, Felicitas? Auch dann nicht, wenn Sie die Hoffnung meines Lebens sind, wenn es in Ihrer Macht steht, einen Menschen glücklich zu machen?“ Ich einen Menschen glücklich machen? Ich schaute zweifelnd, ungläubig auf, da umschlossen mich zarte Arme und Nennchens Stimme flüsterte: „Bitte, bitte, liebe Tante, werde meine Mutter!“ Ich zog sie an mich, dann legte ich meine Hand in Georg Hartungs Rechte.

Bis hierher hatte ich Felicitas' Erzählung atemlos gelauscht, nun hielt ich mich nicht länger, ich sprang auf. „Um Gotteswillen, Fee! Sprich, daß es nicht wahr ist, daß ich träume, daß Komtesse Zrniß die Frau des . . .“

„Handwerkers wird,“ vollendete sie mit matten Lächeln. „Aber Du hast recht: Komtesse Zrniß wird diese Frau nicht, sie hat aufgehört zu leben, sie ist gestrichen wie eine falsche Zahl, aber ich, die arme Näherin, werde sie — und das bald.“ setzte sie hastig und doch tonlos hinzu. „Johanna ist seit mehreren Tagen in Nürnberg, mein zukünftiges Heim zu ordnen; heute Abend kehrt sie zurück, übermorgen ist mein Hochzeitstag.“

Ich sah stehend in ihr schönes, bleiches Gesicht. „Fee, komm mit mir; meine Mutter wird Dir meinen Platz, den einer Tochter geben! Nimm Dein Wort zurück; es ist unnatürlich, was Du tun willst.“

„Unnatürlich?“ wiederholte sie langsam. „Kennst Du auch das Wirken der Samariterinnen, der barmherzigen Schwestern so, die losgelöst von ihrem Selbst, sich in den Dienst der Menschheit stellen? — Kranke pflegen, Wunden verbinden, ohne mit der Wimper zu zucken? Solchen übe ich auch, wenn ich Georg Hartungs Frau, seinen Kindern eine Mutter werde.“

„Aber sein Stand, seine Stellung in der Welt?“

„Das sprichst Du zu mir?“ sagte sie bitter. „Stand, Stellung! Die beides hatte, die auf der Höhe stand, sie hatte kein Herz für mich; den wahren Adel traf ich hier in diesem Hause, welches mich vor dem Untergang gerettet, und an dessen Sohn ich nun meine Schuld bezahle. . . Und nun geh', Rätche,“ hat sie weich, „mach' mir das Herz und meinen Entschluß nicht schwer. Und habe vielen, vielen Dank für Deine treue Liebe, möge ein freundliches Geschick sie Dir lohnen!“

Sie ging wie im Traume hinaus, die Treppen hinunter, auf die Straße. Hoch oben am Fenster sah ich zum letzten Male das schöne bleiche Mädchengesicht.

* * *

Es war mehrere Jahre später, als ich im Hochsommer mit meinem Gatten eine Reise nach Süddeutschland machte. Wir waren durch den Beruf meines Mannes zwei Jahre an Rußland, an St. Petersburg gefesselt worden und wollten nun, heimgekehrt, die Schönheiten unseres Vaterlandes kennen lernen. In Nürnberg machten wir zuerst Halt.

Sie war in fieberhafter Aufregung, als wir die alte Stadt betraten. Felicitas wohnte ja seit Jahren hier, ich sollte sie wiedersehen. Kaum im Hotel angelangt, hatte ich bereits das Adressbuch in der Hand, die gesuchte Wohnung war bald gefunden, und nach flüchtigem Smbiß saß ich im Wagen, der mich zur Jugendfreundin bringen sollte. Wie würde ich sie finden? Hatte sie überwunden? War sie zufrieden?

Der Wagen hielt vor einem freundlichen Hause. Ich trete ein. Der Hausflur ist leer, ein raschelndes Geräusch tönt von rechts; ich poche links an die Türe. Eine freundliche Kinderstimme ruft „Herein!“ und ich stehe vor einem hübschen braunäugigen Mädchen von ungefähr elf Jahren. Gewiß das Aennchen! Ich reiche ihm die Hand. „Guten Tag, liebes Aennchen — nicht wahr, so heißest Du? Mochtest Du mir nicht Deine Mutter herbeirufen?“

Sie sieht mich verwundert an. „Wen soll ich rufen?“

„Deine Mutter, liebes Kind! Ich bin ihre Freundin und möchte sie gern sehen.“

Das Kind wird dunkelrot, um den kleinen Mund zuckt es, als sie sich zur Türe wendet. Sie läuft über den Flur, öffnet drüben eine Türe und ruft: „Papa, bitte, komm' herüber. Eine Dame ist da und fragt nach der Mutter!“

Warum ruft die Kleine nicht See selbst? Ist sie krank, verneigt? Ich erhebe mich unruhig und gehe dem Mann entgegen, der neben ins Zimmer tritt und sich vor mir verneigt.

Ich nenne meinen Namen. „Ich bin eine Freundin Ihrer Frau, Herr Hartung, die ich gern sprechen möchte.“

Sein hübsches, intelligentes Gesicht wird blaß, seine Lippen zittern. „Felicitas wollen Sie sehen?“ sagte er gepreßt. „Da kommen Sie zu spät; sie ruht längst da draußen auf dem Kirchhof unter grünem Rasen.“

Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen; ich mußte mich setzen. „Gestorben?“ sagte ich tonlos. „So jung — an welcher Krankheit?“

Der Mann sah mich mit umflorten Augen an. „Das ist schwer zu sagen, gnädige Frau. Sie war nicht einmal krank, was man so unter Krankheit versteht. Sie wurde nur immer bleicher und verlor die Aenst wie ein Licht, welches keine Nahrung mehr hat. Ich denke mir so oft, ich hätte sie doch nicht überreden sollen, meine Frau zu werden, sie paßte nicht in das Erdreich, in welches ich sie hineinpflanzte. Ich dachte, meine große Liebe zu ihr sollte alles ausgleichen; aber ich hatte mich doch wohl geirrt: Art will zu Art, sie gehörte nicht zu mir. Aber wie gesagt, gnädige Frau,“ fuhr er lebhafter fort, „das alles ist mir erst nach ihrem Tode klar geworden. Glauben Sie nur nicht, daß sie es mich je fühlen ließ oder mir keine treue Gefährtin war. Beides war nicht der Fall; ihr Andenken wird ein gesegnetes bei mir und den Kindern sein, so lange wir leben.“

„Und ihre Großmutter? Erfuhr sie Felicitas' Tod?“

„Ich teilte ihn ihr mit — meine Frau hatte es so bestimmt —; als Antwort kam die Bitte, für einen Grabstein sorgen zu dürfen. Ich ging nicht gern darauf ein; erst als die Kinder eines Tages eine alte Frau mit schneeweißem Haar bemerkten, die an dem frischen Grabe kniete, gab ich meine Einwilligung.“

Sie rief Aennchen zu, die mit tiefem Gesicht neben dem Vater stand, „darf sie mich begleiten, Herr Hartung? Ich möchte auf dem Kirchhof Felicitas' Grab besuchen.“ Ich reichte ihm die Hand und dann ging ich mit dem Kinde durch die Straßen bis hinaus an den einsamen Ort zu den stillen Schläfern.

„Dort liegt die Mutter,“ sagte Aennchen, „dort, wo die frischen Kränze sind; wir gehen täglich zu ihr.“

Sie küßte sie und hängte ihr eine Kette um, die ich am Hals trug. „Behalte sie zum Andenken an die Freundin Deiner Mutter,“ sagte ich; „und nun kehre heim, ich finde den Weg schon zurück.“

Das Kind gehorchte, und ich ging langsam weiter, bis ich an dem Grabe stand.

Es war über und über mit Blumen bedeckt, ein schimmerndes Kreuz aus kostbarem Marmor lehnte daran. „Felicitas Hartung, geb. Gräfin Zentz,“ stand mit goldenen Lettern darauf, und auf der Rückseite: „Schlummere sanft.“

Sie lehnte meine heiße Wange an den kalten Stein und küßte den Namen. Schlummere sanft, Komteschen, holdselige Erinnerung meiner Jugend! — Fanny Hartung, arme, unglückliche Näherin! — Edles, pflichttreues Weib! — Schlummere sanft!“

* Allerlei. *

Das lebendige Irlicht. Jeder Einzige würde wohl in Verlegenheit kommen, wenn ihm jemand die Frage vorlegte, ob es Irlichter gäbe oder nicht. In der That kann man darüber nicht viel mehr sagen, als daß sonst glaubwürdige Leute gelegentlich bezeugt haben, sie hätten solche Lichterscheinungen gesehen, die man nach ihrer ganzen Art zu den Irlichtern rechnen müßte. Als besonders häufig gilt das Auftreten von Irlichtern in den Marschen der ostenglischen Küste, namentlich im sogenannten Fen-district. Dort hat sich merkwürdiger Weise bis auf den heutigen Tag der Glaube erhalten, das Irlicht werde von Insekten hervorgerufen. Der Entomologe Kirby berichtet schon im Jahre 1780, daß ein Landmann ein Irlicht gejagt und schließlich eine Maulwurfsgrille erhascht habe, die nach seiner Ueberzeugung die Ursache der trügerischen Flamme gewesen sein müsse. Derselbe Naturforscher hat an einer anderen Stelle in den englischen Marschen den Glauben angetroffen, das Irlicht sei eine Art von Nachtfalter. Ueber die eigentliche Entstehung der Irlichter ist noch heute so wenig bekannt, daß man es kaum verantworten könnte, eine nicht geradezu mit den Naturgesetzen widerstrebende Erklärung als unmöglich zu bezeichnen. Daher läßt sich auch nicht sagen, daß irlichtähnliche Erscheinungen niemals durch leuchtende Insekten hervorgerufen werden. Die Tatsache, daß einer der „glaubwürdigen Zeugen“ einen großen „Laternenmann“ — so nennen die Bewohner des Fens das Irlicht — sich auf und ab und vorwärts und rückwärts hat bewegen sehen, während gleichzeitig ein starker stetiger Wind in einer bestimmten Richtung blies, würde wirklich für den Zusammenhang der Irlichter mit Insekten sprechen, weil ein leuchtender Dampf mit dem Winde hätte vorwärts getrieben werden müssen.

Die Wirkung des Seewassers auf die Keimfähigkeit der Samen hat M. Pederben Porfild auf seiner Grönlandreise mit R. J. B. Steenstrup studiert. Er stellte (wie schon früher Darwin), durch Vergleich mit trocken aufbewahrten Samen zur Gegenprobe, je nach der Art einen sehr wechselnden Erfolg fest. Er unterscheidet sieben verschiedene Klassen. Bei der ersten (zu der nur die Samen zweier Arten gerechnet werden konnten) war der Einfluß ein förderlicher, die Samen keimten besser als uneingeweichte. Hierher gehörten nur Meeresens und Strandmelde. Bei der

letzteren und bei mehreren anderen Arten ist aber nach Porfild ein besonderer Umstand zu beachten. Die Strandmelde erzeugt zweierlei Samen, schwarze, welche die Mehrzahl ausmachen, und braune. Behandelt man ein Gemisch beider mit Seewasser, so steigt die Keimfähigkeit, die sonst nur 60 Prozent beträgt, auf 90 Prozent. Läßt man aber das Seewasser auf jede der beiden Samenarten getrennt wirken, so geben die schwarzen Samen nach der Seewasser-Behandlung 92 Prozent Keimlinge, während sie, trocken bewahrt, nur 22 Prozent liefern. Ihre Keimkraft wurde also durch die Seewasser-Behandlung gesteigert. Dagegen keimen die größeren braunen Samen nur zu 74 Prozent nach der Einwirkung in Seewasser, während sie, trocken aufbewahrt, fast sämtlich (100 Prozent) keimten. Hier findet also bei der einen Form eine direkte Begünstigung der in Seewasser gelegten und später auf eine Keimstelle gelangten Samen statt. Bei einer zweiten, ziemlich zahlreichen Samen umfassenden Klasse findet keine oder nur eine geringfügige Veränderung statt, wenn die Einwirkung des Seewassers nicht zu lange dauert. Hierher gehören von den Versuchssamereien diejenigen des weißen Steinklees, der Strand-Platterbse, einer Klettenart (Lappa tomentosa) und der Ambrosia maritima. Zu einer dritten Klasse, von der nach gleich langer Einwirkung des Seewassers noch zwei Drittel der Samen keimten, wurden unter anderen Carex dioica, Scleranthus perennis, Strandschwengel, Sauerampfer, Klein und andere gehörig gefunden. In eine vierte, fünfte und sechste Klasse wurden diejenigen Samen gerechnet, von denen das Seewasser noch die Hälfte, ein Drittel und weniger keimfähig ließ, in die siebente endlich die vollständig keimfähig gemachten. („Prometheus.“)

Der Ursprung des Bankrotts. Dieses ganz deutsch gewordene Wort stammt aus dem Italienischen, und zwar von der Sitte her, einem zahlungsunfähig gewordenen Kaufmann zum Zeichen, daß er das öffentliche Vertrauen eingebüßt habe, auf Befehl der Obrigkeit seine Bank zu zerbrechen („banco rotto“, zerbrochene Bank), da die Kaufleute, besonders in Venedig, einen hohen Tisch, den sie banca oder banco nannten, im Freien ausstellten, um darauf ihre Waren auszulegen oder Geldgeschäfte zu machen. Jetzt werden bankrotten Geschäftsleuten keine Bänke mehr zerbrechen; sie machen im Gegenteil manchmal durch Bankrott so viel Geld, daß sie sich nicht nur neue Bänke, sondern auch kostbare Tische und Möbel anschaffen können.

» Unsere Bilder. «

Strasbourg im Elsaß, die „wunderschöne“ Stadt, nimmt unter der Herrschaft der Hohenzollern einen stetigen Aufschwung und so sieht man inmitten der alten historischen Gebäude zahlreiche Neubauten, die sich aber trotz der modernsten Einrichtungen dem alten Stil anpassen. Unser Bild zeigt uns die neuerbaute städtische höhere Mädchenschule, die inmitten der altertümlichen Umgebung einen großartigen Anblick gewährt. Die Schule ist nach den neuesten Erfahrungen auf dem Gebiete der Hygiene und Komfortabilität erbaut und auch im Innern geschmackvoll ausgestattet. So ist u. a. die Aula mit einem großen Wandgemälde, „Der Schwörtag im alten Strasbourg“, geschmückt, welches der Kunstmaler Karl Jordan entworfen hat.

» Gemeinnütziges. «

Schlesische Soll-Karpfen. Ein Liter einfaches oder Doppelbier, 3 Petersilienwurzeln, 1 Möhre, 3 Zwiebeln mit Nelken besteckt, etwas Pastinal, englisches Gewürz und Pfefferkörner setzt man zusammen auf und läßt es kochen, bis das Wurzelwerk weich ist. Dann tut man 1 1/2 Löffel voll Sirup, für 20 Pf. Pfefferkuchen oder etwas Brotkruste und nur wenig Pfefferkuchen hinein, gießt etwas Weinessig und das gesamte Blut der Karpfen hinzu, läßt alles zusammen aufkochen und tut sodann zuerst die Kopfstücke, darauf die Eingeweide, dann die übrigen Karpfenstücke hinein. Auf jedes Stück Karpfen muß man etwas Butter legen, das macht das Fleisch noch mürber. So läßt man es 1/2 Stunde bei schnellem Feuer kochen und gibt dann das Gericht ohne Beilage, zierlich auf runder Schüssel angerichtet, zu Tische. Die Gemüse müssen in ganz feine, etwa stricknadelbreite Stücke geschnitten werden, da sie in der Sauce bleiben. Am besten sind Spiegel- oder Lederkarpfen zu diesem Gericht. Schuppentarpfen kann man nur dann nehmen, wenn sie vor dem Kochen noch ganz besonders geschuppt werden.

Bierfleisch. Diese besonders bei Herren beliebte Speise wird auf folgende Weise bereitet: Ganz mageres Schweinefleisch wird in kleine Stücke geschnitten und eingesalzen, man läßt eine fein geschnittene Zwiebel, etwas Pfeffer, Majoran, eine fein gehackte Beize Knoblauch und etwas Kümmel in Fett heiß werden, nicht braun, gibt das Fleisch hinzu und dämpft es damit. Wenn es anfängt, weich zu werden, gießt man ein Teil Bier und ein Teil Wasser, sowie eine Oberflasse fein geriebenes Schwarzbrot hinzu und dünstet es noch eine Zeit lang. Man gibt in Salzwasser gekochte und in Butter geröstete Kartoffeln dazu.

Reinigen der Petroleumgefäße. Man füllt sie halb mit Sägespänen, tut eben so viel Wasser hinzu und schüttelt sie tüchtig. Dies wiederholt man ein paarmal, und das Gefäß wird ganz rein sein. Auf dieselbe Art reinigt man die Glasbehälter der Petroleumlampen.

» Nachtsch. «

1. Räffelsprung.

| | | | | | | | | | |
|-------|--------|-------|-------|--------|-------|------|--------|-------|--------|
| bei | de | ge | stod | ist | die | bens | Ar | al | de |
| bens | nicht | nem | wil | ber | ber | an | nicht | ge | men |
| Taube | gleich | Wein | nen | te | laß | ner | De | scheu | len |
| die | ben | ben | nicht | bist | Tisch | daß | gehn | die | seg |
| Recht | laß | bei | dem | ge | me | des | Schuld | Er | ver |
| Hung | leh | ren | zu | auf | du | und | sehn | net | nichts |
| hin | noch | rigen | be | nimm | dir | Strö | ha | sehn | den |
| te | de | je | dir | durchs | ben | ben | Neß | ster | gold |
| maß | ter | Trau | und | wenn | nach | Zen | ne | ga | ren |

2. Räffel.

Du nimmst von mir den Göttertrant
Und schlürfst ihn mit Behagen;
Dreh rasch mich um, den Fort entlang
Magst Du mich nun erjagen.
Stellst Du ein Zeichen mir noch vor,
Erfreut, was ich einst schuf, Dein Ohr.

3. Silberräffel.

da di dieb dou er fan gan hel hul i in le me na ni or rie far
schen spont ta te.

Aus vorstehenden 22 Silben sollen acht Worte gebildet werden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, die kirchliche Benennung zweier Sonntage ergeben. Die Worte bedeuten: 1. Oper, 2. französischer Schriftsteller, 3. Verbrecher, 4. Baumwollengewebe, 5. Opernkomponist, 6. weiblicher Rufname, 7. Meerenge, 8. Militärangattung.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Räuber kommen, sie haben Franzen am Kragen. (Schiller.)
2. Saabani, Aufschub, Nizza, Silber. Sanjibar.
3. Mit-Glieb. Mitgift, Mitleid.

» Lustiges. «

Anknüpfung.



Ein junger Mann sitzt beim Tische neben seiner Dame und weiß nicht, wie er das Gespräch beginnen soll. Endlich stottert er errötend: „Gnädiges Fräulein, was ich sagen wollte, lebt denn Ihr seliger Onkel noch?“

Bereinschung.

(Fritz kommt aus der Schule, nimmt sogleich sein Heft und fängt an eifrig zu schreiben.)
Mama: „So fleißig mußt Du täglich sein, liebes Frizchen — dann wirst Du auch gute Noten bekommen. Welche Aufgabe schreibst Du denn jetzt?“

Fritz: „Der Lehrer sagte, wir sollen dieses Gedicht hier bis morgen auswendig lernen, wer es nicht kann, muß es einmal abschreiben. Da schreib ichs doch lieber gleich ab.“

Urgemütlich.

Assessor: „Sie sind des Bettelns angeklagt, was Sie aber bestreiten. Haben Sie denn Darnittel?“

Landstreicher: „Weshalb? Wünschen der Herr Assessor vielleicht was gepumpt zu haben?“

Bedenkliche Sparsamkeit.

Professor: „... Drei Söhne sind Ihnen bereits nacheinander durchgefallen, und jetzt lassen Sie den vierten auch noch studieren?“

Frau: „O mei Herr Professor, mi habn die bielen teuren Bücher g'reut — und da hab ich sie halt immer wieder verwenden wollen!“

Höchste Vorsicht.

Zwei alte Damen, welche zum erstenmal in ihrem Leben eine größere Reise unternehmen mußten und schon seit acht Tagen in höchster Unruhe darauf rüfteten, waren, da die Abreise am frühen Morgen vor sich gehen sollte, so besorgt, daß sie bereits am Abend vorher ihr Frühstück einnahmen.

Freundliche Teilnahme.

„Sagen Sie, Herr Nachbar, was war denn heute nacht bei Ihnen für ein Mordskandal?“
„Mordskandal? Davon wüßte ich nichts!“

„D gewiß doch, so um zwei Uhr muß es gewesen sein.“

„Ach so! Jawohl, da war ich eben nach Hause gekommen und da fragte mich meine liebe Frau — wie ich mich amüsiert hätte.“

Tristig.

Anwalt: „Ihre Frau hat Klage gegen Sie erhoben wegen böswilligen Verlassens! Warum sind Sie denn überhaupt von zu Hause fort?“

Gatte: „Ach Gott — ich wäre herzlich gerne geblieben, wenn nur meine Frau durchgebrannt wäre!“